

# Eine Erinnerung an Rom

Autor(en): **Balmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 14

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636645>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Distel-Kalender sind heute Raritäten für Bibliophile geworden. Es ist darum eine verdienstvolle Tat, wenn ihr bester zeichnerischer Inhalt gesammelt und neu herausgegeben wird. Diese Arbeit wurde vom Basler Kunsthisto-



### Sie kommen, die Jesuiten!

- |                                                                                                                                                                                                 |                                                                                                                                                                                                 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Wuffa! Wuffa! die Dog geht los!<br/>Es kommt geritten Klein und Groß,<br/>Das springt und purzelt gar behend,<br/>Das frecht und zeter ohne End! —<br/>Sie kommen, die Jesuiten!</p>      | <p>3. Oui, wie das krabbel, kneip und kradel,<br/>Und wie's so infernalisch riecht!<br/>Jetzt fahre hin, du gute Stub!<br/>Geh', Greche, mach' das Fenster zu<br/>Sie kommen, die Jesuiten!</p> |
| <p>2. Da reiten sie auf Schlanglein<br/>Und hinternach auf Trach' und Schwein.<br/>Was das für muur're Purische sind!<br/>Wohl graut im Mutterloch dem Kind —<br/>Sie kommen, die Jesuiten!</p> | <p>4. Von Kreuz un' Fahne angeführt,<br/>Den Ostfack hinten aufgeschmürt,<br/>Den Panatismus als Prolog,<br/>Die Dummheit folgt als Retektor<br/>Sie kommen, die Jesuiten!</p>                  |
| <p>5. O Schmeizler, du schöne Braut,<br/>Du bist dem Teufel angetraut!<br/>So, meine nur, du armes Kind!<br/>Von Gottbard weht ein schlimmer Wind —<br/>Sie kommen, die Jesuiten!</p>           |                                                                                                                                                                                                 |

Gottfried Keller

riker, Dr. Jules Coulin, in Verbindung mit dem Rhein-Verlag zu Basel geleistet. Sie liegt uns vor in einem gediegen ausgestatteten kartonierten Bändchen, betitelt „Der Anti-Philister — Maler Distelis Kalender“. Wir haben Text und Bilderschnud in obigem Aufsatz angebeutet. Der Herausgeber, ein Kenner „Distelis und seiner Zeit“ — eine diesbezügliche umfangliche Publikation wird vom Verlag Benno Schwab & Cie., Basel, angekündigt — führt uns in seinem Texte in das Leben und das Werk des Solothurner Meisters ein. Das Büchlein sei unsern Lesern warm empfohlen.

H. B.

### Eine Erinnerung an Rom.

Von Emil Balmer.

Es war vor zehn Jahren zur Osterzeit. Der römische Frühling hatte in herrlicher Pracht sich entfaltet und lockte alles Volk ins Freie und Weite. — Bei der Porta San Paolo nahmen wir Schweizerfreunde einen Wagen und fuhren im warmen Sonnenschein hinaus nach der Via Appia. — Das Ernste und Melancholische, das sonst die dunkeln schweren Vinienkronen und die hehren Trümmer der Acquedotti dieser klassischen Landschaft geben, war heute gemildert

durch die Farbenpracht der Campagna. Sie glück einem unermeßlich weiten und fein durchwirkten Blumenteppeich! Und die vielen Blumen und das helle Grün stimmten die Menschen froh! — Wir sangen ein Liedlein ums andere.

— Woher wir denn seien, fragte unser Kutscher. „Ah, dalla Svizzera, dalla Svizzera!“, entfuhr es ihm. Er wurde nachdenklich und runzelte die braune Stirne. „La Svizzera, insomma, fa parte della Francia?“, meinte er nach einem Weilschen und schaute uns treuherzig an. So ganz sicher schien er seiner Sache nicht zu sein. — Nein hingegen, das hatte doch keine Gattig! Meinte dieser brave Römer, die Schweiz gehöre zu Frankreich! — Eine solche Beleidigung für uns biedere Eidgenossen! — Wir versuchten ihm nun alle vier begreiflich zu machen, daß das zwei ganz verschiedene Sachen seien und daß er sich böse auf dem Holzweg befinde. Er bekam eine Ahnung, daß er sich eine Blöße geben und wurde häßig; „O Dio mio, non me ne intendo!“ (Aha, da humen i nid drüber!) und hieb mit der Peitsche auf den efigen Rücken seines magern Köhcleins, das nun natürlich der Blitzableiter sein mußte und für die Dummheit seines Meisters geduldig herhielt. — Wir fuhren weiter und kamen bei dem Grabmal der Cecilia Metella vorbei. Die gewaltige Rotunde mit den unheimlich dicken Mauern und dem Zinnenkranz mahnt einem so gar nicht an ein friedliches Grab — vielmehr an ein modernes Banzerfort. Und es paßte so schlecht in den lachenden Frühling. — Weiter ging's zu den Katakomben des Callistus. Mönche führten uns hinab in die schaurige Finsternis. Eine dünne Kerze erhielt ein jeder in die Hand. So kamen wir durch unendlich lange Gänge — vorbei an zahllosen Grabstätten der ersten Christen, an Säulen und Kapellen. In einer Nische waren an den Mauern viele kleine Bruchstücke von Grabplatten und Kapitalen befestigt. „Non Toccare,“ hieß es ermahmend auf zahlreichen Aufschriften. Und gerade darum wohl kam ich darauf, die kleinen Reliquien zu berühren. Und blitzschnell fuhr mir ein unheiliger Gedanke durch den Kopf. — Ich hatte schon lange vergebens nach einem Andenken an meine Romtage gesucht, mit dem besten Willen aber nichts gefunden. Die drei bekannten Säulen vom Foro Romano oder das gelbe Marmorbeden mit den weißen Täubchen oder die rosa Marmorvasen, die ich in den Läden ausgestellt sah, die konnte ich ja ebenso gut bei Kaiser in Bern auch kaufen. Etwas wirklich echtes und originelles wollte ich unbedingt haben. Kaufen konnte ich aber diese kleinen Marmorstücke in den Katakomben

nicht, blieb also nichts anderes übrig als — stehlen! — Gedacht — getan! — Als der Mönch meinen Freunden etwas erklärte, eilte ich unbemerkt in die Nische zurück, ergriff mit zitternder Hand ein kleines Marmorstück, zerrte hin und her und hielt es einen Augenblick später in meiner Hand. Blitzschnell versteckte ich es in meiner Busentasche. Da, — oh weh! — fiel die Kerze zu Boden und erlosch. Ich eilte zur Nische hinaus und rief meinen Kameraden. Keine Antwort. — Entsetzen faßte mich. Ich rufe lauter und lauter — ein schauriges Echo aus der ungeheuren Finsternis ist die einzige Antwort. Ich verbe einige angstvolle Augenblicke. Wie ein Stück Eis drückt und schmerzt das schrecklich kalte Marmorstück auf meiner Brust. — Da, endlich nach hängen Minuten sehe ich ein Lichtlein in weiter Ferne. Ich rufe, eile hin, stolpere und springe wieder wie ein gekehrtes Wild durch die endlosen Totengrüfte dem erlösenden Lichtlein entgegen. Nun habe ich es erreicht. Es ist ein Mönch mit Fremden. Ich sagte ihm, ich hätte meine Gruppe verloren. „Aspetti, passeranno di qui,“ sagt er und mißt mich mit strengem Blick. Ich sehe den Moment, wo ich meinen Schatz hergeben muß und bestraft werde. Gottlob, er geht weiter und läßt mich wieder allein. Und wirklich, es ging nicht lange, da kamen die Unfrigen daher. Auch sie waren alle in großer Angst

gewesen um mich und konnten nicht begreifen, wie ich sie verloren. „Wenn Sie in der Angst in den Gängen umhergeirrt wären, so hätte es Ihnen ganz schlimm ergehen können. Die Katafomben breiten sich stundenweit aus und nur ein kleiner Teil wird von uns den Fremden gezeigt und überhaupt betreten. Sie hätten ganz gut da unten umkommen können.“ — So der Mönch. Ein eisalter Schauer rieselt mir den Rücken hinab. Der Marmor auf meiner Brust brennt aber plötzlich wie glühendes Eisen! — Gesenkten Hauptes stieg ich wieder hinauf und ward geblendet vom Licht des Tages. Ich gab dem Mönch ein fürstliches Trinkgeld und bezahlte damit reichlich auch das gestohlene Gut! — — — Über ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich wieder ins Dröschkelein stieg. Jetzt nahm ich auch den Marmorstein aus meiner Brusttasche und zeigte ihn meinen Freunden. Es ist ein kleines Marmorstück mit einigen lateinischen Buchstaben darauf eingeritzt. Sonst nichts. Aber es ist mir doch geworden, was ich wollte: ein unvergessliches Andenken an Rom! — — —

Als wir am selben Abend bei sinkender Sonne in die ewige Stadt zurückkehrten, da horchte ich nicht mehr auf die Stimme meines Gewissens. Bonnetrunken laufte ich dafür dem Glockengeläute von hundert Kirchen und schaute hinauf zu der vom Abendgold verklärten Kuppel vom San Pietro.

### Der Leichenwagen.

Rolle, rolle, schwarzes Rad!  
Alle ziehn denselben Pfad,  
Schwarzes Bahrtuch, Tannenschrein  
Hüllen einmal Jeden ein.

Geh' nur, Geh' nur, braves Roß!  
Endlos ist dein toter Troß.  
Stumm und bang, im müden Schritt  
Zieht des Lebens Trauer mit.

Fuhrmann, Fuhrmann, halte an!  
Hast dein Handwerk gut getan.  
Eh' mich fort dein Wagen fährt,  
Bin ich manchen Lenz noch wert. E. Djer.

### Die rassenbiologischen Wirkungen des Krieges.

Von Prof. Dr. Emil Abderhalden.

Professor Abderhalden, Direktor der Kinderklinik in Halle a. S. und bekannte Autorität auf dem Gebiete der Ernährungsphysiologie, ist ein Basler. Trotz jahrelangem Aufenthalt in Deutschland, während welcher Zeit er mit dem deutschen Volk und seinem Geschick ver wachsen ist — er wurde von der demokratischen Partei zum Reichstagsabgeordneten gewählt und mit Ehren aller Art ausgezeichnet — hat er die ruhige und objektive Denkart des Schweizlers dem Kriege gegenüber nicht verloren. Der vorliegende Aufsatz wurde kurze Zeit nach dem Kriegsende geschrieben und in einer deutschen Zeitschrift („Kosmos“) veröffentlicht. Wir drucken ihn hier ab als ein erfreuliches Dokument der neuen demokratischen und darum uns Schweizern sympatischen Gesinnung des deutschen Volkes.

Während Krankheiten und insbesondere Seuchen aller Art, wenn sie keinen zu großen Umfang erreichen, eine Auslese im Sinne einer Erhaltung der Tüchtigen bewirken können, haben Kriege von jeher in mehr oder minder großem Ausmaße das Gegenteil bewirkt. Die schwachen Individuen bleiben zu Hause und werden geschont, während gerade die allerkräftigsten zugrunde gehen. Immerhin konnten Kriege, rassenbiologisch betrachtet, in früheren Zeiten in dem Sinne günstig wirken, als weniger tüchtige Volksstämme von kräftigeren und auch geistig überlegenen Völkern überwunden und damit für die letzteren neue Lebensmöglichkeiten errungen wurden. Der Stärkere siegte im Kampfe um das Dasein. Der vergangene Krieg mit seinen entsetzlichen Folgen hat, wenn das überhaupt noch notwendig

war, bewiesen, daß das Kriegshandwerk die größte Gefahr für das Fortbestehen aller Völker bedeutet. Kein Land der Welt ist von den Folgen des Krieges verschont geblieben. Bleiben wir bei Deutschland. Das deutsche Volk hat rund zwei Millionen Männer verloren. Besonders in den ersten Jahren des Krieges, als der Bewegungskrieg noch im Gange war, fielen in erster Linie die tüchtigsten Leute. Männer mit Initiative, Leute mit Führergaben, großer Tapferkeit und großen Idealen stürmten allen ihren Leuten voran. Die Schwachen blieben zurück. Das ganze Volk wurde schließlich in den Krieg hineingezogen. An der Front standen die körperlich und vielfach auch geistig Tüchtigsten. In der Etappe waren bereits viele Leute in Verwendung, die körperliche Schäden hatten, und in der Heimat blieben im wesentlichen nur Frauen zurück und ferner alle jene Männer, die zu alt waren, um in den Krieg zu ziehen, oder die irgendwelche Gebrechen hatten. Nach wenigen Monaten ist, wenigstens im Westen, der mit früherer Kriegsführung vergleichbare Krieg zu Ende gekommen, und es begann jener fürchtbare Maschinenkrieg, bei dem nicht mehr eine überlegene Führung oder übertragende Tapferkeit auf der einen oder andern Seite entschied, vielmehr in der Hauptsache die größere Masse an Mordinstrumenten, an Munition usw. maßgebend war. Die einzelne Person wurde fast vollständig als Individuum ausgeschaltet. Es begann ein ungeheurer grausames Massenschlachten. In einer Teilschlacht sind manchmal mehr Menschen getötet und verwundet worden als im ganzen Kriege im Jahre 1870!

Die Folge des Verlustes von zwei Millionen fast durchweg hervorragend tüchtigen Männern muß sich rassenbiologisch sehr stark bemerkbar machen. Es kommt noch hinzu, daß ein sehr großer Teil der im Kriege Gefallenen im jugendlichen Alter stand. Ein zu erwartender blühender Nachwuchs all dieser Männer ist für immer ausgeschlossen. Betrachten wir die Ueberlebenden. Ein gewaltiges Heer von Verstümmelten aller Art drückt das Niveau der Rassen-tüchtigkeit ohne Zweifel erheblich herab. Man hat sich all-gemein daran gewöhnt, nur diejenigen als „Kriegsbeschädigte“ anzusehen, die körperliche Schäden davongetragen haben. Man übersieht, daß ihre Zahl ungeheuer viel größer ist. Es kommen alle diejenigen hinzu, die in irgendeiner Weise funktionell gelitten haben. Dahin gehören alle jene, die im Krieg nervös geworden sind, alle jene, die ihre Existenz verloren haben und daher unter schweren seelischen Depressionen leiden. Ferner sind hierher alle jene zu rechnen, die infolge der mangelhaften Ernährung heruntergekommen sind. Der gewaltige Schaden, der in dieser Beziehung rassenbiologisch hervorgebracht worden ist, läßt sich nicht mit Zahlen abschätzen. Wir wissen zwar aus vielen Beobachtungen, daß vor allen Dingen auch die Jugend viel häufiger an Tuberkulose erkrankt, als das früher der Fall gewesen ist. Man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß heute etwa drei- bis viermal soviel Kinder an Tuberkulose leiden, wie in früheren Zeiten. Die starke Unterernährung, die sich namentlich auch bei Kindern geltend macht, muß rassenbiologisch sich auswirken. Es wächst eine Jugend heran, die den wahren Freund des deutschen Volkes mit Sorge erfüllt. Es ist wohl in ganz Deutschland überall etwa die Hälfte aller Schulkinder als unterernährt zu betrachten. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß etwa 500,000 Kinder infolge mangelhafter Ernährung direkt in ihrem Leben gefährdet sind!

Vom rassenbiologischen Standpunkt aus ist noch eine ganze Reihe von Kriegsfolgen vorhanden, die erst mit der Zeit ihre Folgen im ganzen Umfang zeigen werden. Dahin gehört in erster Linie die ungewöhnlich rasch ansteigende Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten aller Art. Es wirkt erschütternd, wenn man Berichte liest, in denen angegeben wird, daß bereits 14- bis 15-jährige Knaben als geschlechtskrank eingeliefert werden. Die Geschlechts-